Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand, Island Nebr., Donnerstag, den 7. März 1918

Der Geburtstag.

Erzählung von Emma Töls.

Die Fabrikluft war dick und schwer. Man schmeckte ordentlich das Maschinenöl. Draußen wehte schon ein herber Frühlingswind unter dem leuchtend klaren Märzhimmel. In dem großen Saal der Stahlfederfabrik herrscht eine dumpfe, drückende Hitze. Die Räder sausen, die Lederriemen surren, die Hunderte von großen und kleinen Stanzmaschinen, deren Hebel von kräftigen Mädchenhänden fast unheimlich schnell herumgeworfen werden, schlagen zu dem sinnlosen Wirren den Takt, und das Herabfallen der gestanzten, gelochten oder gespaltenen Stahlfedern klingt wie gelles, klirrendes Lachen von tausend Teufelchen in den Höllenlärm. Die Arbeiterinnen hören es nicht mehr. Ihr Ohr ist durch Gewohnheit dagegen unempfindlich geworden. Die jungen, geschmeidigen Oberkörper bewegen sich taktmäßig vor und zurück, je nachdem die linke Hand den Hebel der Stanzmaschine, die auch Balance genannt wird, fortschleudert oder den zurückprallenden wieder auffängt.

An der linken Seite der Maschine liegen auf einer nach vorn geneigten Blechschippe die unfertigen Stahlfedern. Blitzschnell fährt die rechte Hand der Arbeiterin zwischen Schippe und Maschine hin und her. Die Feder wird in eine kaum merkliche Vertiefung des Untergestells gelegt. Die linke Hand wirft den Hebel nach hinten, und der Stempel, der das Loch oder den Spalt einschneidet, fährt durch die Feder hindurch und wirft sie beim Emporfahren zur Seite.

Ab und zu schiebt die Arbeiterin mit einer schnellen Handbewegung die fertigen Federn nach der rechten Seite hinüber. Das geht alles so schnell, daß das Auge kaum folgen kann. Gibt es doch für 100 Gros, also für 14,400 Stück, nur 1.50 bis 3.00 Mark! Da heißt es, durch Uebung diese unglaubliche Fingerfertigkeit bekommen, die dazu gehört, um einen einigermaßen ausreichenden Lohn beim Akkord herauszuschinden.

Dort singen acht dicht beieinander sitzende junge Mädchen ein Lied. Doch nur in ihrer unmittelbaren Nähe durchschwirren einige abgerissene Töne die Luft. An den Mundbewegungen und dem Mienenspiel sieht man, daß sich zwei Nachbarinnen etwas zurufen. Außer ihnen selbst hört es kein Mensch. Nur wenn einmal die große Maschine ins Stocken gerät, wenn zu ungewöhnlicher Zeit plötzlich der Dampf abgestellt wird, klingen plötzlich zwischen dem scharfen Klirren des Stahls und dem dumpfen Aufschlagen der Setmpel zwei, drei kurze Worte irgend eines sentimentalen Liebesliedes oder eins Zurufs hindurch. Das dauert aber nur einen Augenblick. Ist doch Sprechen und Singen verboten und mit Geldstrafe bedroht. Je nach ihrem Temperament ducken die Sünderinnen, die gegen die dreimal geheiligte Fabrikordnung gefrevelt haben, die Köpfe, blicken sich scheu um oder bekommen einen trotzigen, verbissenen Zug um den Mund.

Nur die schwarze Berta oder die dicke Mieze sehen neugierig nach dem Meister, der aber eilig in seinem Privatkontor verschwindet, und fragen lachend den Gesellen, was denn los sei, und ob die Karre erst mal geschmiert werden müsse. Doch das sind ja die beiden Freundinnen des Meisters, die dürfen sich schon so etwas erlauben. Hier und da wird schnell ein verständnisvoller Blick oder ein vielsagendes Lächeln gewechselt. Das hätte sich nur mal eine andere herausnehmen sollen! Die beiden brauchen ja auch nicht zu rackern, die bekommen stets die besserbezahlten Sorten, und wenn ihnen mal beim Lochen der Stempel bricht, so wird sofort ein Ersatzstempel eingesetzt, während andere stundenlang auf das Schleifen warten können. Sie nehmen überhaupt eine Ausnahmestellung unter den Arbeiterinnen ein. In der Werkstattsitzung fragte ich einmal, ob die beiden auch kämen. Da wurde mir geantwortet: „Nein, die sind nicht im Verband, und wir wollen sie auch gar nicht haben. Die lassen Sie nur ihre Wege gehen, solche Leute können wir nicht brauchen".

Doch nun, ebenso plötzlich, wie die Räder stehen blieben, setzen sie sich wieder in Gang. Das Hindernis im Maschinenhause muß beseitigt sein. Der Fußboden zittert, und der dröhnende Lärm verschlingt alle Einzeltöne. Ich sitze am letzten Seitentisch mit noch acht Arbeiterinnen zusammen. Ich bin die jüngste von allen, sowohl mit meinen fünfzehn Jahren, als auch mit meiner fünfwöchigen Arbeitszeit. Trotzdem ich nicht wage, von der Arbeit aufzusehen, ist mein Verdienst noch recht gering; aber ich habe guten Mut, mich einzuarbeiten. Wie froh war ich, als ich endlich, endlich feste Arbeit gefunden hatte! Fast ein Vierteljahr hatte ich herumgesucht — meistens wurde ich abgewiesen, hin und wieder zur Aushilfe angenommen, um nach ein paar Tagen wieder auf dem alten Fleck zu sein. Oder ich merkte bald nach Antritt einer Arbeit, daß ich dabei nie so viel verdienen könnte, wie ich zum Leben brauchte, und mußte sie deshalb wieder aufgeben. Auf einer Stelle für leichte Näharbeit wollten sich die Arbeiterinnen sogar halbtot lachen, weil ich meinte, man müsse doch wenigstens seinen Unterhalt dabei verdienen. Wenn ich dann von der Suche nach Arbeit abends totmüde nachhause kam, wurde ich mit fragenden Augen und bitteren Worten empfangen. Jetzt aber hatte ich Aussicht, fest in Arbeit bleiben zu können und nach und nach meinen Verdienst zu verbessern.

Und noch eins war da, was meinen tiefgesunkenen Mut hob; die an meinem Tische sitzenden Kolleginnen waren alle mehr oder minder gut zu mir. Sie hatten mir unaufgefordert mehrere Vorteile bei der Arbeit gezeigt, und ich strebte mit allen Kräften, jedes genau so zu machen wie sie. Als mich eine fragte, ob ich nicht dem Verbande beitreten wollte, sagte ich sofort ja, trotzdem ich nicht einsah, was ich mit dem Verbande anfangen sollte. Hinterher reute mich das Geld. War das nicht gerade so gut wie weggeworfen? Was hätte ich mir dafür nicht alles kaufen können! In Gedanken gab ich dasselbe Geld wohl zehnmal für die verschiedensten Dinge aus. Und gerade jetzt, wo ich es so notwendig brauche! Heute ist ja mein sechzehnter Geburtstag, und ich habe in der kurzen Zeit, die ich hier arbeite, schon die Geburtstage zweier Arbeiterinnen miterlebt, die jedesmal für ihre Tischkolleginnen nachmittags Kuchen spendiert haben. So habe ich denn auch jeden Pfennig, den ich ersparen konnte, zusammengehalten und die letzten drei Groschen von meiner Mutter mit dem Hinweis erbettelt, daß sie mir dafür eine Woche keinen Belag aufs Brot zu geben brauche. Hätte ich nun noch das Verbandsgeld, so hätte ich wohl gar noch wie die anderen zu dem Kuchen Schlagsahne kaufen können. Mutter nörgelte ebenfalls über die unnützen Ausgaben, die der Verband verursachte, und meinte, ein Mädel müsse nicht überall dabei sein.

Aber heute, zu meinem Geburtstag, will ich mich nicht ärgern. Mit einem großen weißen Seidenpapier ist der Kuchen zugedeckt, den ich mittags triumphierend heranbringe.

Einige Kolleginnen schalten mich gutmütig aus und sagten, ich hätte mir für das Geld lieber selbst etwas kaufen sollen. Doch Frau Kramer, die älteste an unserem Tisch, meinte: „Laßt doch die Kleine; es macht ihr doch eine Geburtstagsfreude, uns etwas mitbringen zu können."

So saß ich denn strahlend beim Nachmittagskaffee und war mit mir und aller Welt zufrieden.

Da ging die schwarze Berta vorbei. Ich hatte sie von der ersten Minute an nicht leiden können. Jedes ihrer Worte, ja jeder Blick und jede Gebärde von ihr kamen mir roh und schlecht vor. Die Abneigung war sicher auch gegenseitig. Stets streifte sie mich mit einem höhnischen, verächtlichen Blick, und obwohl wir noch nie ein Wort gewechselt hatten, fühlte ich ganz bestimmt, daß sie mich haßte. Jetzt blieb sie stehen, musterte unseren Tisch mit den kleinen Blumensträußchen auf meinem Platz und sagte dann lachend: „Ach, hier ist wohl Geburtstag? Wenn Sie es mir früher gesagt hätten, hätte ich auch zehn Pfennige zu Kuchenkrümel zugegeben." Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf stieg; aber da erwiderte meine Nachbarin schon: „Na, wen geht denn das hier was an? Mir schmeckt jedenfalls der Streuselkuchen hier besser, als von anderen Leuten Schlagsahne."

Nun werden sich die beiden wohl noch meinetwegen zanken, dachte ich. Aber ich erfuhr gleich, daß ich mich geirrt hatte. Berta wußte wohl, daß ihr diese Gegnerinnen gewachsen war und tat, als hätte sie nichts gehört. Dafür wendete sie sich direkt an mich und sagte: „Na, wissen Sie, wenn ich Ihre Mutter wäre, würde ich Ihnen schon das Naschen verleiden. Da sollten Sie sich lieber einen anständigen Rock kaufen oder die Hacken gerade machen lassen, Sie dummes Ding, Sie!"

Mit dem Instinkt des Hasses hatte sie richtig meine verwundbare Stelle getroffen. Ich wußte ganz gut, daß ich ärmlicher gekleidet war als meine Arbeitskolleginnen, aber ich konnte es doch vorläufig nicht ändern, und es hatte mich auch bis jetzt noch niemand etwas fühlen lassen. Und dieser Kuchen, von dem ich nur ein ganz kleines Stückchen für mich genommen hatte, und den Berta noch eben verächtlich mit Krümeln verglichen hatte, war er nicht seit langer Zeit mein einziges Vergnügen? Wie kam sie, die jetzt alle Tage etwas gutes leistete, dazu, mir das vorzuwerfen? Zornrot stand ich vor ihr und sagte, daß sie sich um meine Angelegenheiten absolut nicht zu kümmern habe und daß sie wohl mit ihren eigenen Verhältnissen genug zu tun hätte. Sie überhäufte mich mit einer Flut von Schimpfworten, und plötzlich stand der Meister hinter uns. Ehe er etwas fragen konnte, schrie ihm Berta zu, daß ich ihr ihre „Verhältnisse" (sie legte einen ganz eigentümlichen Ton auf dieses Wort) vorgeworfen hätte, und das ließe sie sich, noch dazu von solch einem jungen Dinge, nicht gefallen; das wäre ja noch schöner, und so weiter.

Ich wollte erwidern, daß ich das Wort „Verhältnisse" gar nicht in diesem ordinären Sinne gebraucht hätte, aber der Meister hatte einen roten Kopf bekommen und brüllte mich an: „Sie machen Ihren Posten fertig, dann holen Sie sich Ihre Bücher und machen, daß Sie rauskommen."

Dann verschwand er in seinem Privatkontor, und Berta ging triumphierend nach ihrem Platz.

Im gleichen Augenblick hoben die Maschinen ihren Höllenlärm an, die Vesper war zu Ende. Ich setzte mich ganz mechanisch an meine Maschine und arbeitete. Das war nun das Ende von allen meinen Hoffnungen! Nun würde die Hetzjagd nach Arbeit wieder von neuem losgehen. Was hatte doch die Mutter schon immer gesagt: „Du verstehst es auch gar nicht, Dich ein wenig zu ducken und Dich mit einflußreichen Menschen gut zu stellen!" Nein, ich verstand es nicht und würde es wohl nie verstehen, zu einer Beleidigung „Danke schön!" zu sagen. Ach, und die geborgten dreißig Pfennige! Mutter wollte so wie so nichts von Kuchenkaufen wissen, und was würde sie nun sagen, wenn sie erfährt, daß der Kuchen den Anlaß zum Streite gegeben hat!

Meine Kolleginnen sprachen mehrmals zu mir. Ich verstand kein Wort und nickte nur gedankenlos dazu. Ich konnte ihnen ja doch nicht sagen, welche Not bei uns zuhause herrschte.

Mein Vorrat an ungelochten Federn wurde immer kleiner. Unwillkürlich arbeitete ich langsamer. Da stand plötzlich Frau Kramer und noch eine Kollegin, von der ich wußte, daß sie im Arbeiterausschuß war, neben mir. Und mitten durch das Getöse schrien sie mir zu, daß sie im Kontor gewesen seien und mit dem Werkführer gesprochen hätten, und daß es doch wohl nicht gut tue, wenn ich länger unter dem Meister weiter arbeiten müßte. Deshalb solle ich von morgen an zu den Biegern kommen.

In meinem Kopfe brauste es. Was? Ich soll nicht so mir nichts, dir nichts heraus müssen? Ich brauchte heute abend zuhause nicht zu sagen, daß ich entlassen bin? Und zu den Biegern soll ich? — Es war bekannt, daß die Bieger die besten Preise und den humansten Meister hatten.

Endlich, nach Feierabend, erfuhr ich näheres. Der Ausschuß hatte meine Sache zu der seinigen gemacht. Sie waren beim Werkführer gewesen und hatten dort das Verhalten Bertas und des Meisters gebührend gekennzeichnet. Der Meister war hinuntergerufen worden, und wenn auch seine Beziehungen zu Berta so viel wie möglich umgangen wurden, so wurde ihm doch nahe gelegt, ein andermal gerechter zu sein. Das Resultat war dann meine Versetzung zu den Biegern.

Ich konnte es noch immer kaum fassen. Meine Kolleginnen hatten Arbeitszeit versäumt, und sie hatten doch so gut Akkord wie ich! Als ich das schüchtern andeutete, wurde Frau Kramer fast grob. „Nun hören Sie aber auf! Wir sind doch Verbandskolleginnen! Da ist es doch selbstverständlich, daß eine die andere gegen Unrecht schützt. Uebrigens ist es auch eine Sache, die uns alle angeht. Was Berta sich heute gegen Sie herausnahm, täte sie morgen zu einer anderen. Jetzt wird sie wohl einen kleinen Dämpfer kriegen."

Ach, was ging mich jetzt Berta an! Ich war viel zu froh, um meiner Feindin etwas Böses zu wünschen. Und aus frohem Herzen heraus sagte ich: „Es ist nur gut, daß ich nicht arbeitslos geworden bin." Doch eine neben mir geheide Kollegin meinte: „Na, das wäre doch nun auch nicht so schlimm gewesen. Im Verband werden ja Arbeiterinnen genug verlangt, da hätten Sie schon was bekommen."

Dann sagten wir uns Gutenacht. Ich ging nachhause. Glücklich? Nein, das war nicht das rechte Wort. Am ehesten noch: fest und sicher. Ich wußte, daß ich nicht mehr dem blinden Zufall anheimgegeben war. Ich war ein Stückchen von einem großen, schönen Ganzen. Kurz, ich wußte, daß ich im Verband war.

Eine unheimliche Geschichte.

Von C. G.

Sobald man aus dem idyllischen Hillemühler Tale beim wüsten Schloß heraustritt, oder von Kreibitz her durch den ersten Hochwald auf vereinsamter Straße kam, dann liegt das uralte Städtchen Böhm.-Kamnitz, umrahmt von Neubauten aus der modernen Zeit, plötzlich vor unseren Augen da. Nach längerer Wanderung durch den finstern Wald öffnet sich hier wieder ein lieb- Landschaft, eines jener vielgepriesenen Täler, an denen das nördliche Böhmen so reich ist, und darüber hinweg dürfen die Blicke bis zu den fernen Höhen des Erzgebirges schweifen, zum hohen Schneeberg, zu den schroffen Wänden der sächsischen Schweiz und dem majestätischen Rosenberge hin, dem nun auch ein Aussichtsturm beschieden ist.

So verlockend es sein mag, mit beflügelter Eile jenen Höhen zuzustreben, um von ihren Gipfeln weit hinein ins grüne Land zu blicken, heute führen wir den freundlichen Leser auf einen von Touristen nur wenig betretenen Seitenweg. Links von Kamnitz wandern wir hinaus, in der Richtung nach dem Schloßberg zu. Auch dort oben hat der Gebirgsverein seine dankenswerte Tätigkeit entfaltet; eine Flaggenstange auf dem restaurierten Turme deutet es an, daß man dort auch bereit ist, Gäste willkommen zu heißen. Doch auch diese Ruine mit ihrer Geschichte und ihren Sagen lassen wir links liegen und wandern weiter zwischen einzelnen zerstreuten Häusern und Obstbäumen hin auf der breiten, wohlgepflegten Straße, die gen Politz führt. Dort oben rechts von der Höhe winkt ein Kirchlein herüber; das ist Klein-Bocken, wo seine Hochwürden, der Herr Erzdechant von Politz, genannt Hodekanzel, von seinem Kutscher in unverantwortlicher Weise in den Straßengraben geworfen worden ist; noch etwas weiter rechts schaun wir über Gersdorf hin zu den Felsen der böhmisch-sächsischen Schweiz. Politz liegt gradaus hinter dem Berge verborgen und hier, wo sich zwei Straßen kreuzen, liegt auch schon das Ziel unserer Wanderung vor uns, das Wirtshaus zum „Dreieck", wo sich vor Jahren eine sehr unheimliche Geschichte zugetragen hat. Der Ruf davon ist bald darauf sogar bis in die „Fliegenden Blätter" gedrungen. Der undankbare Einsender aber hat nicht einmal den Ort des Ereignisses genannt; wir halten es für unsere Pflicht, ihn zu Ehren zu bringen. Jawohl, hier hat es sich zugetragen, im Gasthaus zum „Dreieck", und gerade so und nicht anders, als es uns hier erzählt worden ist.

In dem nahen Dorfe Ulrichstal lebte ein Ehepaar in Frieden und Eintracht seine alten Tage dahin. Arme Leute werden von den Wechselfällen des Lebens in der Regel nicht so oft heimgesucht, wie die Reichen; wenn sie aber einmal ein Schlag trifft, dann schmerzt es um so mehr. So geschah es leider auch einmal unserem guten alten Paar. Ihr einziges bewegliches Hab und Gut, eine Ziege, lag eines Morgens tot im Stall. Damit ist alles gesagt. Sie trugen den Verlust mit Würde und Ergebung und als einige Zeit vorüber war, sprach die Frau zu ihrem Lebensgefährten: „Du, Mann, ohne Ziege könn' m'r nich sein; in Karlshof steht eine, hat m'r die Nachbarin gesagt. Nimm unsere paar ersparten Groschen, Mann, und hol' sie, die Ziege, wenn du meinst wie ich."

„I nu freilich," sagt ihr Mann darauf, nahm den Rock vom Nagel und das Geld aus der Tischlade, „ich hab' m'rs ja auch schon lange so gedacht, daß m'r ohne Ziege nich bleiben könn'."

Bald darauf sehn wir ihn den Berg hinab dem Ziele seiner Wanderung entgegenschreiten. Beim Wirtshaus „zum Dreieck" tritt der Versucher an ihn heran, leise und unsichtbar; aber ganz deutlich hört er die Stimme des Bösen: „Kehr' ein, Josef, kehr' ein, Josef, kehr' ein auf ein einziges Gläschen nur; was wirds denn sein! Recht naßkaltes Wetter heute, prrr! Kehr' ein, Josef!" Eine Weile bleibt Josef stehn und überlegt, desto deutlicher kommt's ihm vor, als ob irgend ein unsichtbares Seil um seinen Leib geschlungen wäre und zöge und dehne an ihm und wolle ihn abbringen von der Mitte der Straße, wo er steht. Da fällt ihm zur rechten Zeit ein, daß ihm die paar Kreuzer leicht am Kaufschilling fehlen könnten, und entschlossen mit dem Kopfe schüttelnd, schreitet er fürbaß. Jetzt klopft jemand im Wirtshaus ans Fenster und eine wohlbekannte Stimme ruft ihm nach: „Da 'rein, Josef, da 'rein!" Josef aber schüttelt den Teufel, der jetzt an seinem Rockschoß zerrt und ihn rückwärts ziehen will, glücklicherweise von sich ab und beschleunigt seine Schritte. O, wäre er doch heute immer so standhaft geblieben, wie in dieser glücklichen Stunde; aber ach, der Mensch ist und bleibt ein schwaches Wesen.

Es war ein recht guter Handel, den er kurz darauf abschloß. Er band der neuerworbenen Ziege das mitgebrachte Stricklein um den Hals, sprach zu den Leuten: „Adje!" und zu der Ziege: „Komm!" und trollte bald neben, bald vor, bald hinter ihr her, seelenvergnügt der Heimat zu.

Als er wieder in die Nähe des Wirtshauses kam, da trat der Versucher zum zweiten Male an ihn heran und raunte ihm zu: „Hast ja recht billig gekauft, Josef, hätt'st dir's weiß Gott nicht so wohlfeil gedacht. Kannst schon hinein gehn und ausruhn eine halbe Stunde und dich stärken. Bist alleweile nicht im Wirtshaus gewesen, weil du hast sparen müssen, bis 's Geld für die neue Ziege beisammen war. Spare nur, spare, sprach die Alte von früh bis in die Nacht und du hast's redlich getan. Könnt'st dir was guts tun wieder einmal, Josef!"

Und jetzt klopft es wieder ans Fenster drin und dieselbe wohlbekannte Stimme ruft: „Da 'rein, Josef, da 'rein!"

Da bleibt er mitten auf der Straße stehn, wie einer, der noch nicht recht weiß, soll er den engen Pfad der Tugend wandeln oder einherziehen auf der breiten Heerstraße des scheußlichen Lasters. Die Ziege ist offenbar für den Tugendweg, denn sie zerrt und zieht am Stricklein und will weiter. Darob ergrimmt der Josef aber in seinem Innern und spricht: „Oho! Du bist mein Meister noch lange nich; jetz' bleib ich grade da!" bindet das Tier an den Gartenzaun, geht in die Wirtsstube hinein und grüßt: „Guten Tag mit einander!"

„Na, schön willkomm!" sagte der Wirt; „was wird denn der Josef trinken?"

„Ein' Kümmel!" sagte der, setzte sich zu den andern an den Tisch und war bald in eine lebhafte Unterhaltung über die Vorzüge seiner Ziege begriffen.

„Maß m'r 's doch ansehn, das Wundertier," denkt sich der Wirt und geht hinaus. „Merkwürdig, merkwürdig, da sieh mal her, Ignaz, kommt dir die Ziege nich sehr bekannt für?"

„Hab' auch schon dergleichen gedacht," antwortet der Hausknecht, „die Ziege da und unser Bock, das müssen Geschwister sein."

Da schnalzt der Wirt mit den Fingern, lacht verschmitzt und sagt: „Du, das gibt ein' Hauptspaß. Bind' einmal geschwind 'n Bock daher, ob's der Josef wohl merken wird! Ich geh' 'nein und halt 'n auf eine Weile."

Wie gesagt, so getan. Einige Minuten später waren die beiden Tiere vertauscht und der stattliche Bock stand am Gartenzaun. Der Josef indessen hatte sich ganz vortrefflich unterhalten, wie lange Zeit nicht mehr.

„Zahl'n!" rief er endlich. „Ich werd' wohl fünfe hab'n und ein Leberwürstel, 's Brot hatt'ch selber."

„Der Josef könnt' schon noch warten," sagte der Wirt, „könnt' sich schon noch eins mitnehm' auf so ein weiten Weg, hat ja ein' guten Kauf gemacht heute!"

„I behüte!" sprach Josef, ging mit etwas unsicheren Schritten zu seiner vermeintlichen Ziege und trottelte bald darauf, allerhand erbauliche Selbstgespräche führend, in glückseligster Stimmung die Straße dahin. Es war bereits Nacht geworden und sein Weib hatte sich schon zur Ruhe begeben, als er in seinem Häuschen anlangte. Er beschrieb ihr kurz das Aussehen und die vortrefflichen Eigenschaften des neuen Haustieres, und sie, glücklich über die kostbare Errungenschaft, beteuerte, es werde morgen ihr erstes Geschäft sein, sich davon zu überzeugen.

Das war aber ein sehr böser Morgen, der nach dieser Begebenheit in den Stall hinein leuchtete, wo die verzauberte Ziege stand. Schon beim ersten Morgengrauen war das Weib hinabgegangen in froheſter Erwartung; bald aber kam sie zurück, stellte sich vor sein Bett, stemmte die Arme in die Seite und sprach einige Worte mit sehr lauter Stimme, die wir lieber nicht nachsagen wollen. Ob er denn betrunken gewesen sei gestern oder keine Augen im Kopfe hätte gehabt, denn die Ziege sei gar keine Ziege, sondern ein Bock.

Darauf er, sie möcht' nur die Augen selber gehörig aufmachen, denn er könnte Gott sei Dank eine Ziege von ein' Bock schon noch unterscheiden. Darauf stieg er mit ihr in den Stall hinab und wollte sagen: „Da sieh' nur her, dummes Weib!", ward aber vor Schreck und Staunen ganz starr und sprach kleinlaut: „'s is wahrhaftig ein Ziegenbock!"

Kurze Zeit darauf wanderte Josef abermals gegen Karlshof hin mit finsteren, zornigen Blicken in die Gegend schauend, wo ihm ein so unerhörter Betrug gespielt worden war und Flüche über die Schlechtigkeit der Menschen zwischen den Zähnen murmelnd. Im „Dreieck" kehrte er diesmal unaufgefordert ein und band den Bock an die bekannte Stelle.

„Schon wieder da, Josef," fragte der Wirt, „was ist Euch denn passiert?"

„Nichts, gar nichts," sagte dieser, „aber das muß wahr sein, daß die Menschheit alle Tage schlechter wird. Noch ein' Kümmel; ich will's ihnen schon sagen da drüben!"

Da schlich sich der Wirt hinaus, verwechselte eiligst den Bock mit der Ziege und sagte, als er wieder hereinkam, der Josef sollte sich nur noch eins kaufen, weil das Kurage macht.

„Komm, Luder!" sagte dieser, riß das verwandelte Tier auf die Straße herüber und trollte mit ihm gegen Karlshof hin.

„Da habt Ihr Euren Bock wieder," sprach er dort in höchster Aufregung zu den Leuten, „und gebt mir mein Geld!"

„Ihr seid wohl nicht recht bei Troste," antworteten die Verkäufer, „was redet Ihr denn von einem Bock?"

„Weil Ihr mir einen Bock statt einer Ziege verkauft habt."

„Wo ist er denn, der Bock?"

„Da!"

Es ist hier nur noch zu melden, daß Josef noch mehr, als am Morgen, erschrak und die Leute bat, ihm sein Geld zurückzugeben. Er ließ es sich nicht ausstreiten, die Ziege sei behext und er möchte sie um keinen Preis in seinem Stall haben.

— Standesgemäß. Frau Kommerzienrat Güldenprotz (als der Hauslehrer sich über das Betragen ihres Sprößlings beklagt: „Gott — dieser Junge bringt mich noch frühzeitig ins Mausoleum!"

— Bündige Kritik. Vater: „Nun, Mädels, wie hat euch der Konzertsänger gefallen?"

„Ach — geschrie'n hat er!"

„Und eine Glatze hat er!"

Vater: „So, so — also: viel Geschrei und wenig Wolle!"